

Israelischer Premier Peres
„Das größte Maß an Flexibilität"

MUBARAK: Ägypten ist ein islamisches Land, in dem 99 Prozent der Gesetze mit den Geboten der Offenbarungsreligion übereinstimmen. Der islamische Extremismus resultiert aus einem falschen Islam-Verständnis. Wenn alle islamischen Länder ihren Bürgern erklären würden, was unter echtem Islam und den wahren islamischen Prinzipien zu verstehen ist, würde der Extremismus minimal bleiben.

SPIEGEL: Ägypten ist nicht mehr die arabische Vormacht von einst. Streben Sie danach, für Ägypten die Führungsrolle wieder zurückzugewinnen, um Ordnung in das Chaos der arabischen Welt zu bringen?

MUBARAK: Wenn Sie meinen, Ägypten sei nicht die arabische Führungsmacht, dann ist das Ihre persönliche Ansicht. Ägypten ist die tonangebende Kraft in dieser Region, ob es den anderen paßt oder nicht.

SPIEGEL: Weil Ägypten das stärkste und bevölkerungsreichste arabische Land ist?

MUBARAK: Weil es das größte Land in diesem Teil der Welt ist, weil es Sitz der Azhar-Universität, der wissenschaftlichen Hochburg des Islam, ist, weil den 50 Millionen Ägyptern zwölf Universitäten offenstehen, die mehr Studenten aufnehmen als die Universitäten aller übrigen arabischen Staaten, weil Ägypten über weit mehr Fachkräfte als die restliche arabische Welt verfügt, weil Ägyptens Professoren an allen arabischen Universitäten lehren, weil unsere Ingenieure überall in der arabischen Welt anzutreffen sind, weil unsere Ärzte selbst in Europa und Amerika arbeiten und weil unser Land imstande war, die Grundlagen für die Demokratie zu legen. Niemand kann Ägypten seiner Führungsrolle berauben.

SPIEGEL: Herr Präsident, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

LIBYEN

Keine Blumen

Imponiergehabe im Mittelmeer: Die USA schickten eine gewaltige Armada ins Manöver, Gaddafi zog eine „Todeslinie", und Italien verstärkte seine Insel-Festungen.

Im Streit zwischen der Supermacht Amerika und dem von Washington als „Piratenstaat" geschmähten Libyen schienen die Fronten unaufhaltsam aufeinander zuzurücken.

Draußen auf hoher See stampfte vorige Woche mit den Flugzeugträgern „Coral Sea" und „Saratoga" eine furchteinflößende Armada durch die Wogen. Admiral Frank Kelso, Befehlshaber der 6. US-Flotte, hatte den Verband von 31 Kriegs- und Versorgungsschiffen aus dem Bereitstellungsraum im Ionischen Meer vor die Küste Libyens kommandiert, um dort ein siebentägiges Manöver abzuhalten. Zweck der Übung war ein im Pentagon-Jargon „psywar" genannter Nervenkrieg, mit dem der libysche Revolutionsführer Muammar el-Gaddafi vor Freund und Feind als Papiertiger entlarvt werden sollte, unfähig, der geballten US-Macht mit einer Gegenprovokation zu begegnen.

Doch Gaddafi, den US-Präsident Ronald Reagan für die Terror-Anschläge auf die Flughäfen von Wien und Rom verantwortlich macht, ließ auf seine Art die Muskeln spielen. Auf einem raketenbestückten Patrouillenboot produzierte sich der Libyer als todesmutiger Kamikaze-Kapitän.

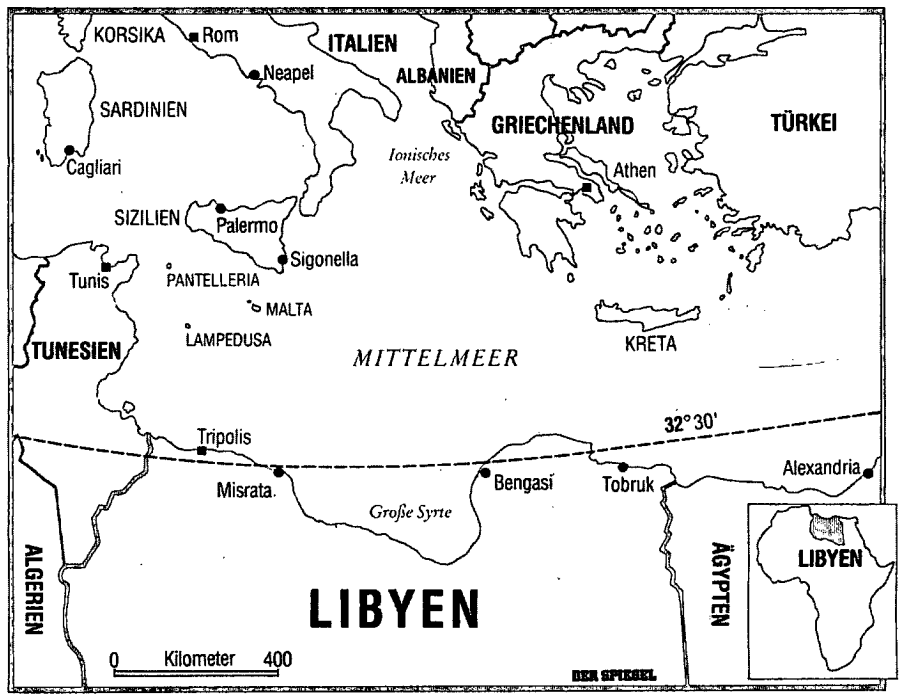
Er werde die „Konfrontation" mit der US-Flotte suchen und ihr entgegenfahren, versprach Gaddafi Reportern, die er im libyschen Hafen Misrata an Bord des Kriegsschiffes geladen hatte. Dann nahm er, gekleidet in einen königsblauen Overall mit wattierter grüner Weste, Kurs gen Nordosten. Dort, zwischen dem 32. und 33. Breitengrad, befindet sich die Grenze des von Gaddafi traditionell beanspruchten Seegebiets der Großen Syrte.

Doch der Trip zur „Linie des Todes", von dem Gaddafi vor den Fernsehkameras geprahlt hatte, verlief ereignislos. Gaddafi hielt das Boot bei Windstärke sieben stets in Küstennähe und lief wenige Stunden später wieder in Misrata ein, statt, wie geplant, ins 555 Kilometer entfernte Bengasi zu schlingern.

Wie jedesmal, wenn ihm die Großmacht USA vor der 388 000 Quadratkilometer großen Syrte auflauert, hatte der Oberst das Kräfteverhältnis durchaus richtig eingeschätzt. So war es auch im August 1981, nachdem amerikanische F-14-„Tomcat"-Jäger zwei libysche Maschinen vom Typ „Suchoi-22" abgeschossen hatten. Gaddafi feierte seine Piloten, die sich per Fallschirm hatten retten können, als Kriegshelden. Den Flugzeugträger-Riesen „Nimitz", von dem die Tomcats aufgestiegen waren, ließ er lieber unbehelligt.

Diesmal begnügten sich die Kontrahenten mit Imponiergehabe, wobei libysche MiG- und amerikanische F-14- und F-18-Piloten nach Sichtkontakt rasch voneinander abdrehten. Auch zu Wasser blieb alles ruhig, obwohl die Amerikaner gedroht hatten, den Lenkwaffen-Kreuzer „Yorktown" über Gaddafis Todeslinie vorstoßen zu lassen.

Ernsthafter Widerstand hätte sich dort kaum gruppieren können, da Libyens Marine schon kurz nach Beginn der Krise überfordert war. Da Gaddafi einen Überraschungsschlag gegen seine





Amerika-Gegner Gaddafi*: Kurs auf die 6. Flotte

Kriegshäfen befürchtete, hatte er die Einheiten aufs Meer beordert, wo sie, um Treibstoff zu sparen, stundenlang auf den Wellen dahintrieben. Ein großer Teil der Mannschaften wurde bei dem Auf und Ab seekrank und büßte, wie die Amerikaner meinten, die Gefechtsfähigkeit ein.

Am meisten beunruhigte der Flottenaufmarsch einen scheinbar Unbeteiligten: Italien. Das „friedfertige Land" (Ministerpräsident Bettino Craxi) fürchtete, wegen der amerikanischen Nato-Stützpunkte Comiso und Sigonella auf Sizilien und wegen des US-Flottenkommandos in Neapel zur Zielscheibe eines libyschen Angriffs zu werden.

Carmelo Mifsud Bonnici, Premierminister Maltas und offenbar als Kurier für Gaddafi aktiv, ließ ausrichten, der Libyer werde nicht zögern, im Fall eines Angriffs durch die USA zum Schlag auf Neapel und Sizilien auszuholen.

Das veranlaßte wiederum Craxi, zurückzudrohen. „Sie können beruhigt sein", so der Premier, „daß wir Gaddafi nach neuen Terroranschlägen keine Blumen schicken würden."

In Rom trat Ende voriger Woche der Oberste Verteidigungsrat unter dem Vorsitz von Staatspräsident Francesco Cossiga zusammen. Man beriet, wie die Südfront „angesichts der libyschen Gefahr" weiter verstärkt werden könne.

Im Nato-Hauptquartier von Neapel dachten die Militärs darüber nach, wer im Ernstfall die Verteidigung von „bella Napoli" übernehmen solle, die US-Truppen oder das italienische Heer.

Um bei einer plötzlichen Eskalation weit ins Mittelmeer vorgeschobene Bastionen wie die Felseninseln Pantelleria und Lampedusa vor dem unberechenbaren Nachbarn zu schützen, schickten die Italiener Verstärkung.

Auf Pantelleria landeten 150 Fallschirmjäger, auf Lampedusa, nur 23 Quadratkilometer groß, eilten 200 Infanteristen den örtlichen Ordnungshütern – 14 Carabinieri und acht Zöllner – zu Hilfe.

Als dann auch noch 500 Artilleristen mit Kanonen und Panzerabwehrwaffen auf dem sizilianischen Flughafen Catania landeten, wurde es den Einheimischen zuviel. „Rom denkt an uns nur, wenn es um Comiso und Sigonella geht", protestierte Bürgermeister Nino Mirone in einem Brief an Craxi gegen die Militarisierung der Insel.

Der schlaue Gaddafi hofft, die pazifistische Stimmung für sich zu nutzen. Er lud Craxi zu einem italienisch-libyschen Gipfel ein; in einem Brief an den Präsidenten der Insel-Region wandte er sich an die „cari siciliani" und versicherte, er sei dabei, das Mittelmeer in ein „Meer der Liebe und des Friedens" umzuwandeln.

* Oben r., vor dem Auslaufen im Kriegshafen Misrata.

INDIEN

Feindlicher Glaube

Militante Hindus protestieren gegen den Papst-Besuch. Sie halten christliche Missionare für Spione und Aufrührer.

Zweieinhalb Wochen bevor Papst Johannes Paul II. aus Rom zu Besuch kommen wollte, traten am Strand der südindischen Stadt Triwandrum gläubige Hindus in den Hungerstreik.

Die Fastenden protestierten gegen die Errichtung eines Gerüsts, von dem der Oberhirte der Katholiken am kommenden Samstag zu seinen indischen Glaubensbrüdern sprechen will. Für die Hindus ein Fall von religiöser „Ortsbefleckung", denn ganz in der Nähe pflegen sie eine ihrer Göttinnen anzubeten.

Schon lange vor der geplanten Ankunft des Heiligen Vaters am vorigen Samstag hatte die Hindu-Mahasabha-Partei Massendemonstrationen gegen den obersten Pilgerfahrer vorbereitet. Ihr Führer Wikram Sawarkar hatte nämlich gehört, aus Anlaß der Visite sollten 200 000 Inder getauft werden. So etwas wollen die Hindus „entschlossen verhindern", denn, sagt Sawarkar, „das Christentum ist eine feindliche Religion, die von fremden Herrschern nach Indien gebracht wurde". Der Übertritt zum Christentum sei mithin als „Wechsel der Nationalität" zu werten.

Daß die Hindus, Bürger eines laizistischen Staates, sich über den Papst-Besuch so erregen, scheint befremdlich, bilden doch die Christen in Indien nur eine winzige Minderheit. 82 Prozent der 750-Millionen-Bevölkerung sind Hindus, nur etwa drei Prozent sind Christen (davon über die Hälfte Katholiken).

Das reicht immerhin, um sie zur drittstärksten Glaubensgemeinschaft zu machen, nach den Moslems mit gut elf Prozent, noch vor den Sikhs mit knapp zwei Prozent der Bevölkerung. Vor allem aber beunruhigt die Hindus, daß die Christen keineswegs ein kümmerliches Überbleibsel aus kolonialer Vergangenheit sind: Die katholische Kirche begann erst so richtig nach dem Abzug der Briten und Portugiesen, die Zahl ihrer Getreuen zu mehren.

Wohl waren Roms Missionare auch in früheren Jahrhunderten nicht untätig. Die ersten Christen Indiens soll der Apostel Thomas getauft haben, nachdem er 52 nach Christi Geburt in Südindien gelandet war. Im 16. und 17. Jahrhundert kamen Jesuiten und portugiesische Eroberer, den Katechismus von Bombay bis Kalkutta zu verbreiten. Als die Portugiesen 1961 von den Indern aus Goa vertrieben wurden, war die Stadt fast zur Hälfte katholisch.

Die Briten, durchweg mehr um Geschäfte als um Seelen bemüht, missionierten ebenfalls. Sie beschäftigten bekehrte Indo-Anglikaner gern als Dienstboten in ihren Häusern. Dem indischen Freiheitskampf hielten sich diese Konvertiten fern – mit der Folge, daß ihnen der Ruch anhaftete, zweifelhafte Patrioten zu sein. Viele von ihnen wechselten nach dem Abzug der Briten zum Katholizismus über.

Die Zahl der Katholiken hat sich in den letzten 30 Jahren mehr als verdoppelt, die der katholischen Priester – derzeit sind es etwa 11 000 – gar verdreifacht. Die Katholiken haben sich in über 100 indischen Bistümern organisiert, über 1000 Missionare schwärmen im Dienste Roms durchs Land, hinzu kommen 50 000 Ordensschwestern.

Protestanten wie Katholiken werben vor allem um die sozial Schwächsten der indischen Gesellschaft. Von den indischen Katholiken sind allein fünf Millio-